

(Nachdruck verboten.)

21)

## Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Vaters Lieblingspeise wurde aufgetragen. Sie schmeckte ihm nicht. Auf seine unwirschigen Aeußerungen verdoppelte die Gattin nur ihre Aufmerksamkeiten. Er lächelte grimmig. Man will ihn bei guter Laune erhalten, es war ihm klar — sein forschender Blick traf die Tochter. — Wie es nichts — biß sich auf die Lippen — senkte vor ihm die Augen; natürlich, in den Grubi verliebt bis über die Ohren.

Nur zeigen darf sich einer und so ein Madel ist gleich ganz weg. Die zwei mit dem Grubi hielten wohl zusammen gegen ihn — glaubten ihn schon im Sack zu haben samt der Mitgift. Sie könnten sich irren — Wenn er in die Mesalliance willigt — bei seiner jetzigen Stellung war es eine. Wenn er seine Tochter dem Kleinmeister gab, durfte ihm die G'schicht' wenigstens nichts kosten.

Das Essen ward abgetragen. Er blieb bei einem Glas Wein noch bei Tisch und starrte, die Ellbogen aufgestemmt, vor sich hin.

Einigemal änderte er ächzend die Stellung; sein starrer Blick, der nichts zu sehen schien, haftete gleichwohl an dem Korb mit Äpfeln, der auf dem Büffett stand.

Seine Frau glaubte darin eine Aufforderung zu erblicken und stellte ihn vor ihn auf den Tisch.

„Magst Du Äpfel, Vater?“

Er gab einen gereizten Ton von sich, worauf sie sich beeilte, den Korb hinwegzunehmen.

Da fuhr er sie an, ob er nichts davon haben dürfe.

Ganz erschreckt stotterte sie: „Ich hab' Dich doch gefragt.“

„Was?“ brüllte er.

„Ob Du Äpfel essen willst? —“

„Äpfel, ich hab' an einem genug,“ nörgelte er. „Aber wenn ich mich nicht wie ein Geier auf alles stürze, hab' ich das Nachsehen. . . . Jetzt dank ich drauf — jetzt ist mir der Gusto vergangen.“

Ungebärdig stieß er das Körbchen, das sie ihm wieder gereicht hatte, hinweg, und warf dabei das vor ihm stehende Glas um.

Es war mit Rotwein gefüllt und er sprang in die Höhe, um seine Beinkleider zu salvieren.

„Das sind Deine gescheiterten Gläser, die nach unten zu dünner werden,“ rief er immer erbotter, „die müssen umfallen. Jetzt will ich trinken, jetzt ist kein Wein da — jetzt kann ich verdursten — nein, wirklich, bei uns —“

„Aber Mann, ich hol' schnell eine zweite Flasche.“

„Eine zweite — damit bist Du gleich fertig — das ist Dir ganz egal. — Natürlich, Du zahlst es nicht — das geht alles aus meinem Sackel. — — Dableiben!“ schrie er, als sie nun doch fort wollte.

„Dableiben, Sakermant!“

Die Frau blieb stehen.

Er stürzte sich seinerseits gegen die Thür.

„Vater, hör' doch,“ rief sie voll Angst, „was willst Du denn?“

„Hinaus will ich.“

„Sei doch nicht immer gleich böß, bleib doch sitzen,“ bat sie ihm entgegnetretend.

Da drehte er sie mit einem Ruck herum und brüllte:

„Das Weib wird mich noch wahnsinnig machen. — Herrgott, soll ich denn vorher eine Petition einreichen, wenn ich —“

Er warf ihr die Thür vor der Nase zu.

Man hörte von außen noch einige Kraftworte, dann wurde es still.

Frau Schönbrunner rang die Hände.

„Es ist manchmal nicht mit ihm auszuhalten.“

„Du mußt ihn auch immer reizen,“ fuhr jetzt die Tochter gegen sie auf.

„Ich? — Aber Tini!“

„Du verstehst ihn gar nicht zu behandeln. — Du weißt nie, was er will.“

„Aber Tini, ich konnte doch nicht wissen —“

„Ich hätte ihn heute so gerne bei guter Laune gehabt; ich muß es ihm endlich sagen.“

„Aber Tini, er weiß es ja schon; der Grubi war eine ganze Stunde bei ihm. Hab' nur Geduld, der Vater wird zu Eurer Heirat nicht nein sagen.“

„Er nicht, aber ich.“

„Du?“

„Ich will nicht heiraten, das is mir für mich; ich mag kein Leben führen wie Du, mich schinden für meinen Mann bei Tag und Nacht, ihm jederzeit zu Gebote stehen und dafür noch gehungt und gescholten werden, kein Dienstbot' läßt sich das mehr gefallen . . . und so eine Dual soll ich mir antun? Auf Lebenszeit noch dazu, ohne Kündigung? Nein, da weiß ich was Bess'eres, ich geh' zum Theater.“

Die Mutter bewegte nur ihre Lippen, ihr fehlten die Worte.

„Was red'st Du denn? — Was glaubst Du denn?“ brachte sie endlich mühsam heraus.

„Ich glaub', daß ich's zu was bringen kann — die Deut' sollen Respekt vor mir kriegen — darauf kommt alles an, daß hab' ich schon g'merkt. — Unsinnigen Respekt sollen sie kriegen, auch der Vater.“

Ihre Augen bligten und wie sie jetzt, die Nase hoch, die Arme in die Seiten gestemmt, in der Stube auf und nieder schritt, sah sie sehr hübsch und unternehmend aus.

Die Mutter rang die Hände.

„Mein Gott, wenn das der Vater erfahren möcht'!“

„Er muß es erfahren; ich werd' es ihm selbst sagen. Ich bin noch nicht majorenn, er muß seine Einwilligung geben.“

„Eher bringt er Dich um.“

„Das werden wir ja sehen.“

Als der Vater wieder herein kam, schien er sein Gemüt befänstigt zu haben und zu einem Entschluß gekommen zu sein.

„Ich habe mit Dir zu reden, Tini,“ sagte er.

Ein Schauer lief ihr über die Haut, aber sie blieb fest.

„Ich auch, Papa.“

„Kann mir's schon denken, womit Du mir kommen wirst.“

„Nein, Vater, das kannst Du Dir nicht denken.“

Ihr Ton machte ihn stuhig; er war ungewöhnlich ernst.

„Red'!“ befahl er barsch.

„Nicht hier, ich muß Dich allein haben; komm in das andre Zimmer.“

„Was sind das wieder für G'schichten,“ brummte er, von einem unangenehmen Vorgefühl erfaßt.

Aber er folgte ihr doch, die vorausgegangen war und schloß die Thür hinter sich zu.

Die Mutter blieb allein zurück.

Sie vermochte vor Aufregung nicht ruhig zu bleiben, ging in die Küche, kam wieder zurück, horchte und seufzte.

Sie erwartete einen fürchterlichen Zornesausbruch, er blieb aus. Und merkwürdig, sie hörte immer nur die Tochter reden, in einem halblauten, ruhigen Ton.

Jetzt hörte sie Lachen — der Alte lachte . . . lachte!

Sie blieb wie erstarrt.

Was hat die ihm gesagt, was muß die ihm vorgeschwindelt haben!

Sie stellte sich dicht an die Thür und legte ihr Ohr daran.

„Du beanspruchst also nichts Bares?“ hörte sie ihren Mann sagen.

„Ich will gar nichts, Papa, als Deine moralische Unterstützung.“

„Was?“

„Deine moralische Unterstützung. Sobald Du Deine Zustimmung giebst und hinter mir stehst, dann erscheine ich unabhängig und beschützt, dann habe ich einen Halt und kann auftreten wie eine Dame.“

„Natürlich, ganz natürlich, und wenn eine solche Unterstützung nichts kostet —“

„Die kostet Dich gar nichts.“

„Natürlich; sonst wäre sie ja nicht moralisch. Diese Unterstützung kannst' haben, so viel Du willst.“

„Ich werde mit meinem Talent rasch in die Höhe kommen, viel verdienen; und wenn ich dann eine Künstlerin bin, dann habe ich meine eigne Wohnung, meine Dienerschaft und wenn

ich einmal Lust hab' zu heiraten, muß es ein Graf sein, mindestens ein Baron."

Jetzt lachten beide.

Frau Schönbrunner hob die Augen zum Himmel.

"Das Mädel is ganz verrückt, daß sie aber den Alten d'ran kriegt hat, das versteh ich nicht."

#### 14. Kapitel.

Weißgraue Wolken jagten vom Winde getrieben über das Firmament.

Sie entluden sich zeitweise in einem heftigen Regenschauer, der rasch vorüber ging, aber das Trottoir naß und glitschig machte.

Die breite Ringstraße entlang brausie der rauhe Nordost in verdoppelter Heftigkeit. Er rüttelte an Ladenschil dern und Auslagen, trieb sein tolles Spiel mit den entlaubten Baumtronen der Alleen, pfiß den Passanten um die Ohren und versuchte ihnen die Hüte vom Kopfe zu reißen. Und während die so Bedröhten nach oben griffen, um sie festzuhalten, verfring er sich tüchtig in Mänteltragen und Frauenröde.

Es war ein Uhr, die Speisestunde der Wiener.

Die Ringstraße war wenig belebt und die Wagen der Tramway verkehrten in längeren Zwischenräumen.

Lin, in der einen Hand den Regenschirm, den sie nicht öffnen durfte, wenn sie ihn nicht sofort umgedreht haben wollte, hob mit der andern geschickt und zierlich den Rock in die Höhe, um sich fußfrei zu machen, und schritt rasch die Ringstraße entlang.

Ihre Wangen brannten; ihre Augen, die sonst so munter und herausfordernd nach allen Seiten guckten, schienen nichts zu sehen, nicht zu wissen, wohin sie ging.

Sie war noch zu sehr mit den Bildern und Vorgängen beschäftigt, die sie soeben erlebt, und konnte nicht davon loskommen.

Die Muskeln ihres Gesichtes zuckten, sein Ausdruck wandelte sich unter den verschiedenartigen Empfindungen, die in ihr nachzitterten. Sie rekapitulierte die Fragen, die man an sie gestellt, und ihre Lippen murmelten die Worte, die sie darauf geantwortet hatte.

Sie lächelte oder biß sich in die Lippen, je nachdem sie fand, daß sie gelungen oder ungeschickt gewesen waren. Dann machte sie wohl eine energische Kopfbewegung und stieß einen Laut der Ungeduld aus, als wollte sie sich damit von allem befreien, das ihr an die Nerven griff.

Sie kam aus der Theaterkanzlei.

Zum ersten Male und mitterseelenlos war sie dahin gegangen, um sich den daselbst herrschenden Gewalten vorzustellen.

Die Visittarte von Edmund Reich, worauf dieser einige sie empfehlende Zeilen gekritzelt, war ihr Beileitschein und sollte eine Audienz vermitteln.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Seeluft und Seebäder.

Von jeher ist die Seeluft das Wanderziel von Kranken und Erholungsbedürftigen. Wenn in der wärmeren Jahreszeit in zunehmendem Maße das Bedürfnis sich fühlbar macht, einige Wochen fern von der gewohnten Umgebung und frei von den Mühen und Verdrießlichkeiten der Alltagsarbeit der Erholung und der Pflege der Gesundheit zu widmen, dann flutet zumeist ein beträchtlicher Teil des allgemeinen Touristenstromes der Seelüste zu, und es ist keine Frage, daß die See nicht minder wie das Hochgebirge ihre begeisterten Verehrer, ihre treuen, alljährlich wiederkehrenden Besucher hat. So verschieden zunächst auch Seelüste und Gebirge in all ihren physikalischen Verhältnissen erscheinen mögen, in manchen Beziehungen zeigen beide doch recht ähnliche Wirkungen auf den menschlichen Organismus, und es ist zweifellos für den Gesunden ziemlich gleichgültig, wohin er seine Schritte lenkt. Hier wie dort wird er alles finden, dessen er bedarf, um die verloren gegangene Spannkraft wiederzugewinnen. Schwieriger liegt die Sache für den Leidenden oder den der Erholung im engeren Sinne Bedürftigen; für ihn ist es doch sehr wichtig, alle wirksamen Faktoren sorgfältig gegeneinander abzuwägen, ehe er einen Entschluß faßt.

In einem Punkte stimmen Seelima und Gebirge miteinander überein. Hier wie dort herrscht im allgemeinen eine niedrige Durchschnittstemperatur, die sich namentlich in der wärmeren Jahreszeit angenehm fühlbar macht und einen der Hauptanziehungspunkte bildet. Im übrigen bestehen aber doch erhebliche Verschiedenheiten. Mit der zunehmenden Höhe sinkt der Luftdruck in entsprechendem Verhältnis, die Atmosphäre wird dünner, ihr Sauerstoffgehalt ent-

sprechend geringer und es bedarf häufigerer und tieferer Atemzüge, um das Lustbedürfnis zu befriedigen. So zweckmäßig nun diese Anregung für den Gesunden oder nur leicht Erkrankten auch ist, so verhängnisvoll könnte ihr Einfluß für Kranke werden, namentlich für Lungenleidende mit Neigung zu Blutungen oder für ältere Personen mit unelastischen, brüchigen Blutgefäßen. Die dünnere Luft wirkt nämlich wie ein Saugapparat auf das im Körper verteilte Blut und zieht es in die unter der Körperoberfläche gelegenen Gefäße, die nun einen viel höheren Druck auszuhalten haben und um so leichter bersten können. Dazu kommt noch als weiterer erschwerender Umstand die starke, körperliche Anstrengung, zu der der Gebirgsaufenthalt in diesen Fällen verlockt. In all diesen Beziehungen verhält sich die Seeluft viel milder; der Luftdruck ist ziemlich hoch, die Atmungsfunktion ist in keiner Richtung erschwert, gleichzeitig sind aber an der Seeluft noch eine Reihe klimatischer Faktoren wirksam, die in ihrer Gesamtheit wohl geeignet sind, den wohlthätigen Einfluß des Hochgebirges bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen, ja ihn in bestimmten Beziehungen zu übertreffen.

Wir haben schon auf die kühle Temperatur der Seelüste hingewiesen; in ihr besitzen wir ein sehr wertvolles Heil- und Kräftigungsmittel. Die Kälte ist ja ein Reiz, der wie wenige andre die Funktionen der Atmung und der Bluczirkulation lebhaft beeinflusst und damit zu energischerer Tätigkeit der betreffenden Organe, zur Kräftigung des Herzens, der Lungen und der Blutgefäße den Anstoß gibt. Des weiteren wirkt die kühle Temperatur auf den Gesamtorganismus. Indem diesem bedeutendere Wärmemengen entzogen werden, ist er, um die Körperwärme auf gleicher Höhe zu halten, gezwungen, ein erhöhtes Maß von Wärme zu erzeugen, es werden also die Zerlegungsvorgänge in den Geweben angeregt, der Stoffwechsel wird gesteigert, der Appetit dementsprechend erhöht und ein vermehrter Aufbau gesunder, leistungsfähiger Körpersubstanz, eine wahre Erneuerung des Organismus ist das Resultat dieser Funktionsänderungen. Wenn wir diese Wirkung der Seeluft in den Vordergrund stellen, so dürfen wir darum doch nicht ihre übrigen heilkräftigen Eigenschaften unterschätzen, obgleich sie doch mehr als unterstützende Faktoren in Betracht kommen. Es ist kein Zweifel, daß die kühlen Grade, um welche die Seelüste oft niedriger temperiert ist als das Binnenland, keine besonderen Wirkungen hervorzurufen könnte, wenn nicht der Einfluß der stark bewegten Luft hinzuläme. An der Küste herrschen zumeist lebhafteste Winde, abwechselnd vom Lande nach der See und von der See nach dem Lande. Sie sorgen in hervorragendem Maße für Reinhaltung und Erneuerung der Luft und erhöhen dadurch, daß fortwährend neue Luftmassen mit der Körperoberfläche in Wärmeaustausch treten, den Einfluß der niederen Temperatur. Die Reinheit der Atemluft ist an der Meeresküste nicht weniger vollkommen als im Gebirge. Die ausgiebige Ventilation sorgt für Entfernung aller gröberen, staubförmigen Verunreinigungen und zerlegungsunfähigen Massen, während die von der Meeresfläche zurückgeworfenen Sonnenstrahlen eines der kräftigsten Mittel sind, um organisierte Krankheits- und Zerlegungserreger in ihrer Entwicklung zu hemmen oder auch abzutöten. So sind denn an der Meeresküste die Bedingungen gegeben, um, ohne dem Erholungsbedürftigen anstrengendere Leistungen zuzumuten, seinen Stoffwechsel anzuregen, den Appetit zu heben und die wichtigste Nahrung, die Atemluft, in reiner Form zuzuführen.

Wenn wir in unsern bisherigen Betrachtungen nur gradweise Unterschiede des See- und Gebirgsklimas kennen gelernt haben, so bietet doch die Seeluft noch besondere Eigentümlichkeiten, die ihr für gewisse Zustände den Wert eines Heilmittels verleihen. Im Gegensatz zum Gebirge ist die Luft an der See gewöhnlich ziemlich feucht. Diese Feuchtigkeit wird keineswegs unangenehm empfunden, die Temperatur ist zu niedrig, um die Empfindung der Schwüle aufkommen zu lassen, und andererseits sind die Windströmungen so lebhaft, daß die Wasserverdunstung von der Körperoberfläche keinen Schwierigkeiten begegnet. Die Luft wird nur recht kühl empfunden, aber das ist, wie wir gesehen haben, ein wohlthätiger Reiz, an den man sich bei einiger Vorsicht ohne Nachteil gewöhnt. Die Seeluft enthält nun keineswegs nur reines Wasser, sondern der Zusammensetzung des Meerwassers entsprechend, führen die Wasserstäubchen Salz mit sich, wir atmen also gleichwie aus einem großen Inhalationsapparat eine mit einer Salzlösung geschwängerte Luft ein. Das ist für bestimmte Krankheitszustände von hoher Bedeutung. Katarrhe der Nase, des Rachens, der Luftröhre und ihrer Verzweigungen, die mit Austrocknung und Zäherwerden des abgesonderten Schleimes einhergehen, werden durch den Aufenthalt an der See oft für lange Zeit erheblich gebessert. Während die Feuchtigkeit der Luft allein schon das lästige Gefühl der Trockenheit bannit, hat die in ihr enthaltene Salzlösung noch die Eigenschaft, den Schleim zum Teil zu lösen, wodurch die Wirkung bedeutend verstärkt wird. Es scheint sogar, daß jener leichte Reiz auf die Schleimhaut der Luftwege auch die Wiederherstellung normaler Verhältnisse begünstigt, denn nach einem Seeaufenthalt empfinden die Kranken oft lange Zeit keine Beschwerden, bis eine Unvorsichtigkeit oder eine Erkältung doch wieder das alte Nebel wadruft. Jedensfalls ist die wochenlange, andauernde Einatmung der salzgeschwängerten Luft von kräftigerer Wirkung, als die vorübergehenden Einatmungen am Inhalationsapparat.

Auch auf die äußere Haut wirkt die Seeluft durch ihren Salzgehalt mächtig ein und erhöht den Einfluß des Kältereizes auf Atmung, Circulation und Stoffwechsel. Ungleich kräftiger ist natürlich noch die Wirkung der Seebäder; zu dem Reiz der kühlen Luft auf die Hautoberfläche kommt noch der Einfluß der Sonnenstrahlen,

die mechanische Einwirkung des Wellenschlages, der Gehalt des Meerwassers an erregenden Substanzen usw. Das ganze Heer der modernen Heilmittel, Luft, Licht, Wasser, findet sich also hier vereinigt, um den Organismus zu energischen Umsetzungen anzuregen. Auch schwächliche Personen können diese natürlichen Heilmittel benutzen und sogar unter Umständen bei vorsichtigem Verhalten an den Gebrauch von Seebädern gewöhnt werden. Es ist ja bekannt, welche vorzüglichen Erfolge bei rachitischen, atrophulösen und blutarmen Kindern auf diese Weise erzielt werden, so daß man nicht mit Unrecht in den Seebädern eines der besten Vorbeugungsmittel der Tuberkulose erblickt. Ueberhaupt erscheint die Möglichkeit der vorsichtigen Dosierung ein nicht unwesentlicher Vorzug des Seeklimas vor dem Gebirge. Damit soll keineswegs das eine zu Gunsten des andern herabgesetzt werden. Wir wollen vielmehr froh sein, daß uns die Natur ihre wirksamsten Heilkräfte inmitten der herrlichsten Umgebung zur Verfügung stellt, so daß jeder nach seiner Neigung alles findet, was seiner Konstitution zuträglich und seinem Gemüt angenehm ist. Für den Gesunden darf darum im wesentlichen die persönliche Gesinnungsrichtung oder das berechtigte Verlangen nach Abwechslung, nach neuen Eindrücken die Wahl des Erholungs-aufenthaltes bestimmen, für den Leidenden ist dagegen unter allen Umständen die Entscheidung eine ernste Sache, bei welcher die verschiedensten Faktoren, Höhenlage, mittlere Temperatur, vorwiegende Windrichtung, durchschnittliche Zahl der Niederschläge, Waldreichtum usw. Berücksichtigung verlangen. Aber im allgemeinen kann man doch den Grundsatz aufstellen, daß für den Schwächlichen, wenig Widerstandkräftigen das Seeklima günstigere und milder zweischneidige Heilfaktoren darbietet als das Hochgebirge.

Dr. med. F. Bernhart.

## Kleines feuilleton.

80. Schifferkind. Ein krauslockiges, kleines Mädchen, kaum neun. Ihre flachsgelben Haare flattern, ihr Gesicht ist gebräunt von Wind und Sonne.

Ihr Vater hat die Boote unten am See, er verleiht sie an die Ruderer, die von Berlin her kommen, er fährt auch über nach dem andern Ufer.

Es ist eine wundervolle Stelle drunten am See bei der Ueberfahrt.

Die alten Krüppelweiden hängen ihre Zweige weit über das steile Ufer bis ins Wasser hinab, bilden eine dichte, grüne Laube über der Flut. Gelbe Mummeln blühen und der Wind rauscht im Röhrch. Wenn draußen die Dampfer vorübergleiten, kommen große Schaufelwellen und schlagen am Ufer in die Höhe wie eine wild empörte Brandung. Links hin steht hoch und finster der Nieserwald, rechts aber zwischen Feldern und Gärten liegt das Dorf auf weißer Sanddüne, seine roten Ziegeldächer leuchten mit den roten Kirichen um die Wette.

Ist auch den ganzen Tag da die Kleine, sollte eigentlich im Dorf sein, Mutter im Garten und in der Wirtschaft helfen, fällt ihr aber gar nicht ein. Kaum daß die Schule aus ist, kommt sie tripp tripp, tripp tripp: Die Holzspantinen klappern. Heiße geht es die hohe Stodertreppe am Sandhang hinauf und ist ein Lachen und Zucken und Zwitschern, als kämen junge Vögel aus dem Nest.

Weg mit den Holzspantinen! Sie fliegen in das Gras, und nun die Röde zusammengenommen und ins Wasser hinein. Patzsch, patzsch, patzsch... die Schaumperlen steigen ihr wie ein feiner Sprühregen ins Gesicht, aber das ist eine Lust!

Uebrigens ist sie verständig, hilft schon im „Geschäft“, sitzt in dem kleinen Fährmannshäuschen und verhandelt mit den Berlinern, die ganze kleine komische Kruste ehrpüffelige Würde.

„Eine Mark für die Stunde ist nicht zu teuer, mein Herr! Nein, eine Mark kostet es überall.“

Ihr Vater ist oben von der Watertant, sie spricht den Dialekt der Pommeren.

„Aber, wenn Dein Vater grade überfährt, ist wohl noch nicht mal ein Boot zurecht?“

„Das mach ich Ihnen zurecht, mein Herr.“ Und da ist sie auch schon dabei, mit einem lähnen Schwung ist sie von der hohen Bootsbrücke in den Kahn gesetzt. Eins zwei drei ist das Steuer angehängt, ist die Kette gelöst, liegt das Boot seitwärts an der Ruderbrücke.

Und es schwankt und schaukelt bei alledem und die eleganten Berlinerinnen, die schon vor Angst „quietschen“, wenn es an's Einsteigen geht, und die Geschichte ein bißchen „kippelt“, die eleganten Berlinerinnen schreien hell auf.

„Nein, seht doch das Kind, so etwas kann solch Kind!“

Das Kind kann aber noch viel mehr. Mittags liegt es in der Ruderhütte auf den Pegen und blinzelt müde in die Sonne hinein. Wirklich ein hartes Lager zur Mittagruhe. Aber durch die Krüppelweidenzweige schaut man geradenwegs in den Himmel. Abends bringt es die Boote in's Schilf, das ist ein Stück Arbeit, meine Herrschaften!

Drei, vier Boote aneinander gehängt in langer Kette und im vordersten muß der Fährmann stehen und steuern.

Und das macht das Kind.

Eins, zwei — eins, zwei... Gleichmäßig, im allerschönsten Takt läßt es die schweren Ruder ins Wasser fahren: eins, zwei —

eins, zwei — und die lange, lange Bootflottille gleitet ruhig und sicher über den See und stößt nicht einmal an, an den Bootspfählen und Segelbooten, die hier verankert sind, und verschwindet im Schilf.

Im Schilf werden die Boote festgemacht für die Nacht. Eins nach dem andern kommt an seinen Ankerplatz, aus einem ins andre muß der Fährmann springen und wieder abstoßen und wieder anlegen und dabei anpassen, daß es nicht auf den Sand kommt. Und das alles macht das Kind.

Und dabei flüstert das Schilf im Abendwind. Wie ein geheimnisvolles Raunen geht es über das Wasser, und die Schatten von dem finsternen Walde her wachsen länger und immer länger...

Und es ist eigentlich eine Zeit, wo sich Kinder graulen, wenn man sie allein ins Freie schickt.

Aber das Kind grault sich gar nicht, es macht seine Boote fest und holt die andern und kommt dann im letzten zurüd; aber nein, nicht zurüd, es fährt noch ein Stückchen in den See hinaus. Dahin fährt es, wo die Dampfer kommen und die großen Schaufelwellen das Boot auf ihren Rücken nehmen und auf und nieder wiegen, auf und nieder.

Da giebt's dem Boot einen lähnen Schwung, daß es die Wellen gerade schneidet, und zieht die Ruder ein und läßt sich treiben. Man hört es bis zum Lande juchzen, wenn eine große Welle kommt.

Und am Lande stehen die Berliner und „quietschen“ wieder.

„Nein, seht doch das Kind!... Das ist ja schrecklich!“

„Wie kann man denn solchem Kinde so was erlauben!“

„Jawohl, das ist ja unerhört! Leiden Sie doch solchen Unfug nicht!“ fährt eine Alte den Vater an, der an der Bootsbrücke lehnt und sein Pfeischen schmaucht.

Aber der Vater lacht nur: „Die weiß Bescheid von Klein auf, dat is so allens die Gewohnheit.“

Und dabei schiebt er die Pfeife in die andre Mundede, und seine Klugen hängen an dem Boot, das das Kind jetzt mit sicheren Ruder-schlägen zurüd ans Ufer leitet. —

— Von den Berner Weitschi erzählt ein Aufsatz in der Zeitschrift „Wandern und Reisen“ (Düsseldorf. L. Schwann.): Die Berner Landmädchen, auch einfach „Weitschi“ genannt, wenn sie längst den Kinderschuhen entwachsen sind, bekunden meist einen fröhlichen, harmlosen Sinn, erfreuen sich insofern ihrer naturgemäßen Lebensweise einer guten Gesundheit, sind ausdauernd und arbeitsam und manchmal recht hübsch in ihrer Erscheinung. Des ferneren besitzen sie einen natürlichen Humor, sind für wohlgemeinte Neckereien nicht unempfindlich und antworten witzig und schlagfertig. Wenn es aber jemand gelüsten sollte, unsern Weitschi in unziemlicher Weise zu nahe zu treten, — dann werden sie grob, und das handfeste Benehmen des Bernerweitschi kann zum Durchbruch kommen; das hat schon mehr als einer erfahren! Selten ist es dem Touristen vergönnt, die Berner Mädchen in ihrem häuslichen Kreise schalten und walten zu sehen. Sowohl das Emmenthal, als auch der Oberaargau, Landschaften, in denen die echte und rechte Berner Bauernsamsame niedergelassen ist, werden vom Touristenstrom kaum berührt, und der Fremde begegnet den Bernerinnen zumeist nur in den Kurorten, wo sie während der Saison als Aufwärterinnen in Hotels, Pensionen und in Geschäften ein ehrbares Auskommen finden. Dort erkennt er sie sogleich an der malerischen, eigenartigen Landestracht, die sich, wie sonst nur wenige schweizerische Volkstrachten, seit Jahrhunderten in fast unveränderter Weise erhalten hat. Es stehen auch hier und da Baseler oder Zürcher Kinder in der Berner Tracht, aber die meisten Köpfe stammen aus guten, oft behäbigen bernischen Bauernfamilien. Unter zahlreichen Geschwistern findet sich immer das eine oder das andre, dem die heimliche Scholle zu wenig Abwechslung bietet, und das sich mit Einwilligung der Eltern dem Sommer hindurch in einen Fremdenort begiebt. Beim Beginn der Reisezeit wird das Bündel geschnürt, und die schöne Tracht, die sonst nur an Sonntagen zu Echten kommt, wird in der Saisonstelle zum täglichen Hauskleid. Nehmen wir an, daß Jüstikathi (Susanna-Katharina) bereite sich vor zur Abreise nach Interlaken. Da ist das erste die Sorge um die schöne Tracht. Das Muetli (die Mutter) holt das schwarze Sammetmieder aus dem Schrank hervor, dann werden die blendend weiße, aus feinstem heimischer Leinwand gewobene Hemdenbrust sowie die weiten Ärmel neu aufgebügelt. Ein schwarzer Rock (Jüpe genannt) und eine farbige, lange Schürze vervollständigen das Kostüm bis auf den Niederschmud, der in der eigenen Familientruhe, in Seidenpapier gewickelt, aufbewahrt ist. Dieser Schmud besteht aus feinen schwarzen Ketten und durchbrochenen oder hübsch eiselierten Rosetten, mit Hasen und Hasen versehen. Die Gölletketten und Rosetten bilden den Stolz einer Berner Bauerntochter und zudem ein wertvolles Andenken an die Voreltern, von denen sie ererbt wurden. Je nach dem Vermögensstande der Besitzerin ist der Schmud verschieden reich; ein Gebänge von sechs und mehr Ketten an einem Strang verrät schon Wohlhabenheit. Der moderne Gut, den das Jüstikathi sich nun zurechtgehört, gehörte nicht zur ursprünglichen Tracht; früher waren schwarze Spitzenhauben und schwefelgelbe Strohhüte mit breiter Krämpetage leider selten mehr sieht. Nun steht unser Weitschi fix und fertig da; nur das Köselein im Mieder fehlt noch, und das steckt ihm der Jakob, sein Schwager, kurz vor der Abreise ins gelobte Oberland, auf dem Berner Wägeli noch heimlich zu. —

**Medizinisches.**

se. Eine neue Behandlung der Kurzsichtigkeitzeit. Auf dem letzten Kongress der Gelehrten Gesellschaften Frankreichs hat der Augenarzt Dr. Leprince auf Grund einer vieljährigen Erfahrung über die Behandlung der Kurzsichtigkeit gesprochen. Er ist von dem Standpunkt ausgegangen, daß es für eine so verwickelte Erscheinung nicht ein einziges Heilmittel geben könne, sondern daß der Grad und die Art der Kurzsichtigkeit berücksichtigt werden müsse. Er unterscheidet zwischen schwacher, mittlerer und starker Kurzsichtigkeit, oder, wie die Wissenschaft sich ausdrückt, Myopie. Die schwache Kurzsichtigkeit nennt er nach ihrem leider gewöhnlichen Ursprung Schulmyopie, weil sie sich sehr häufig bei Schülern findet. Gegen sie müssen vor allem vorbeugende Maßregeln ergriffen werden, um eine weitere Entwicklung des Leidens zu verhindern und es, wenn möglich, noch zu heilen. Für die wichtigsten Mittel hält Leprince in dieser Hinsicht die Massage des Augapfels und der Gegend der Augenbrauen und meint, daß man in drei Vierteln aller Fälle auf diesem Wege die Notwendigkeit des Gebrauchs von Augengläsern verhindern könne. In der zweiten Klasse der Kurzsichtigkeit, die weitläufig die meisten Fälle in sich schließt, ist die Anwendung von Gläsern angezeigt. Ist die Myopie noch nicht so weit vorgeschritten, so kann auch hier die Massage noch eine Besserung herbeiführen, indem sie den Stoffwechsel innerhalb des Auges, mit andern Worten seine Ernährung durch den Säftezufluß, anregt. Daß die Auswahl der Gläser mit großer Sorgfalt für jede einzelne Person geschehen muß, ist selbstverständlich, kann aber nicht oft genug wiederholt werden. Durch eine passende Behandlung kann ein Kurzsichtiger dieser Klasse dazu gebracht werden, daß er zehn oder zwölf Stunden ohne Beschwerden zu arbeiten vermag.

Besonders merkwürdig ist nun erst die Art, wie Dr. Leprince die starke Kurzsichtigkeit behandelt. Zunächst schreibt er den Gebrauch von Gläsern vor, dann aber versucht er die weitere Zunahme der Myopie von Grund aus zu verhindern, und zwar durch Einspritzungen unter die Bindehaut des Auges. Als Impflüssigkeit wendet er eine Salzlösung an, die unter dem Namen des physiologischen Serums bekannt ist und auch zu andern Zwecken schon vielfach von den Ärzten benutzt wird. Die Flüssigkeit dringt unmittelbar durch die Lymphwege in den Säftekreislauf des Auges ein und bringt so das Heilmittel bis an die Stelle selbst, die durch eine Blutung oder andre Störungen erkrankt ist. Dadurch wird die Wirkung eine viel stärkere als bei der Anwendung von äußerlichen Mitteln oder Augenbädern. Mehr oder weniger starke Erübungen des Glaskörpers sowie die ungemein lästige Beeinträchtigung des Gesichtsfeldes durch die Erscheinung von faden-, netz- oder spinnenartigen Gebilden werden durch diese Behandlung geheilt. Bei besonders verwickelten Erkrankungen wendet Dr. Leprince noch andre Arzneien neben der Salzlösung an. Das Verfahren selbst ist für den Patienten keineswegs unangenehm, wenn das Auge vorher durch Kokain unempfindlich oder unempfindlich gemacht ist. Nach jeder Einspritzung ist nur eine Schonung von zwei oder drei Stunden erforderlich, ehe der Kranke wieder seiner Arbeit nachgehen kann. Eine merkliche Besserung tritt gewöhnlich nach der vierten oder fünften Einspritzung ein. Die Gesichtsschärfe steigert sich langsam, freilich niemals bis zur Güte eines ganz gesunden Auges. Vor allem aber verschwinden die quälenden Nebenerscheinungen, und ein weiterer Fortschritt der Kurzsichtigkeit wird sicher verhindert. Besonders Gewicht legt der Arzt auf die Beeinflussung des bei starker Kurzsichtigkeit stets erkrankten Glaskörpers, der durch die Einspritzungen eine erhöhte Leistungsfähigkeit zurückerhält. Endlich ist auch die Tragweite des Verfahrens für die Vermeidung noch schwererer Augenkrankheiten hervorzuheben, namentlich der Netzhautablösung, eines bis jetzt leider noch fast unheilbaren Leidens.

**Geologisches.**

eg. Geologisches von Helgoland. Die großen Bodenbewegungen, welche die Grenzen zwischen Festland und Meer seit ältester Zeit verschoben haben, sind auch in jüngeren Erdperioden noch nachzuweisen. Namentlich sind an den Küsten der Ostsee und Nordsee mehrere Anzeichen beobachtet worden, die auf eine Veränderung des Meeresniveaus nach der Eiszeit hindeuten. Jetzt neuerdings hat auch W. Wolff in seinen geologischen Beobachtungen auf Helgoland („Monatsberichte der Deutschen Geologischen Gesellschaft“, 1903, Nr. 7) auf Beweise für solche Niveauschwankungen aufmerksam gemacht. Die Insel Helgoland besteht aus einem hohen, steilen Felsenblock und einer niederen Düne, die beide nur der über die Meeresoberfläche hervorragende Teil einer großen unterseeischen Landmasse sind. Die letztere besteht aus Gestein, das in alter Zeit bis zur Kreideperiode herauf abgelagert worden ist. Dieser unterseeische Landrücken ist im Bereiche der heutigen Insel in seinem ganzen Umfange leicht festzustellen, während an seinen äußeren Grenzen die Meerestiefe jäh zunimmt. Ursprünglich hat nun offenbar der ganze Landrücken einmal die Höhe besessen, die heute nur noch die steile Hauptinsel besitzt. Allein die Wellen der Nordsee haben an dem oberen Teil der Landmasse, soweit er über der Wasseroberfläche liegt, unaufhörlich genagt, und sie haben ihn soweit abgetragen, daß nur noch ein Stück davon, eben die heutige Hauptinsel, übrig geblieben ist. Nach der Abrasion, die noch heute erfolgt, und die im Jahrhundert einen Landschwund von 3—5 Metern Breite bedeutet, läßt sich berechnen, wieviel Zeit die Nordsee gebraucht hat, um die ganze Landmasse bis zu ihrer heutigen Form abzutragen.

Man gelangt da auf eine Zeit von 10 000—15 000 Jahren. Diese Zahl ist sehr interessant, man ersieht aus ihr, daß die Nordsee erst seit verhältnismäßig junger Zeit Helgoland umspült. Man kann allerdings daraus zunächst noch nicht mit Sicherheit schließen, daß sich Helgoland nebst seiner Umgebung um jene Zeit so weit gesenkt habe, daß die Fluten der benachbarten Nordsee über das Land hereinbrachen und es umspülten. Es wäre auch möglich, daß zu jener Zeit das Binneneis geschmolzen und dadurch das Niveau der Nordsee soweit gehoben worden sei, daß diese nun bis Helgoland vordrang. In diesem Falle hätte also keine Bodenschwankung stattgefunden. Allein für diese, für ein Hinabsinken der Erdscholle, auf der Helgoland steht, sprechen doch zwei verschiedene Erscheinungen. Einmal hat man auf der Doggerbank Reste vom Renntier und Mammut gefunden. Es muß also damals auf Helgoland eine Periode gegeben haben, wo dieses Festland war, nachdem das Binneneis verschwunden war, und ehe die Fluten der Nordsee hereinbrachen. Sodann aber spricht ein weiterer Umstand für die Niveausenkung Helgolands. Es sind nämlich fünf Meter unter der Meeresoberfläche im Nordhafen und bei den Klippen nördlich der Düne nacheiszeitliche Pflanzens- und Tierreste gefunden worden, die in süßem Wasser abgelagert worden sind. Eine solche Süßwasserablagerng konnte natürlich nur erfolgen, wenn zwischen der Vereisung und der Ueberflutung durch die Nordsee eine Festlandszeit lag. Wir müssen deshalb annehmen, daß Helgoland nach der Eiszeit noch eine Zeitalter zum Festlande gehörte, daß aber dann der Boden sich senkte und das Land, zu dem Helgoland gehörte, vom Meere überflutet wurde. Helgoland ragte aber damals als bedeutend größere Insel aus dem Meere hervor, die Wellen nagten indes unaufhörlich an der Küste, so daß der obere Teil der Insel bis auf den heutigen Rest zerstört wurde.

**Humoristisches.**

— Der arme Magen. Arzt (zum Patienten): „Von dieser Medizin dürfen Sie aber nichts verschütten, sonst ruinieren Sie's Nachtstuhl!“ —

— Deutlich. Fremder (der nach Besichtigung des Schlosses dem Kastellan ein sehr kleines Trinkgeld gegeben hat): „Sagen Sie guter Freund, spukt's denn hier auch manchmal?“  
Kastellan (grob): „Unter einer Mark nicht!“ —

— Viel verlangt. Grapholog: „Was unsereins nicht alles wissen soll. Gestern schick mir eine Mutter, die den zukünftigen ihrer Tochter zum Essen einladen will, dessen Schriftzüge, mit der Bitte, aus ihnen herauszubringen, was seine Leibspeise ist!“ —  
(„Regendorfer Blätter.“)

**Notizen.**

— Historische Lieder (Bylinen) aus Sibirien hat die Abteilung für russische Sprache und Litteratur der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg eben in ihren „Nachrichten“ herausgegeben. Diese Lieder sind schon in den sechziger Jahren von dem verstorbenen sibirischen Ethnographen S. J. Gulsajew gesammelt worden und haben für Forscher und Liebhaber der epischen Volksaltertümer ein hohes Interesse. —  
(„Globe.“)

— Das Leipziger Schauspielhaus wird anfangs der Saison Josef Stobas dreiaktiges Lustspiel „Die Seebad-Nixe“ erstmalig aufführen. —

— Die in Mailand preisgekrönte einaktige Operette „Die Ziegenhirtin“ von Dupont wird im Herbst dieses Jahres an der Wiener Hofoper zur Aufführung gelangen. —

t. Glasierter Butter. Es ist auch in Deutschland längst bekannt, daß sich die Butter mit Anwendung von Zuder glasieren, d. h. mit einem glasähnlichen Ueberzug versehen läßt. Das Verfahren scheint jetzt Bedeutung zu erlangen, da es neuerdings in England in größerem Maßstabe für die in Formen verkaufte Butter Anwendung findet. Die „Droguisten-Zeitung“ macht daher auf den Nutzen dieser Neuerung aufmerksam, der darin besteht, daß sich die so behandelte Butter längere Zeit hält. Sie wird zuerst sehr sorgfältig geknetet und gewaschen, dann in Punde abgewogen, geformt und in einen kühlen Raum gebracht. Die Glasierung erfolgt nun in der Weise, daß die Oberfläche der Butter mit einer heißen Zuderlösung bepinselt wird. Der Pinsel muß sehr weich sein und rasch über die Butter geführt werden. Unter der Wirkung der heißen Lösung schmilzt eine dünne Schicht der Butter an der Oberfläche und verbindet sich mit der Zuderlösung zu einem eisähnlichen glänzenden La, der die Ware gegen verschlechternde Einflüsse von außen her vollkommen schützt. —

c. Per Dampf. Einen Rekord im Romanschreiben stellt die englische Schriftstellerin Mrs. L. L. Meade auf, wenigstens in der Schnelligkeit. Wenn sie im Zuge ist, diktiert sie, wie eine englische Zeitschrift verrät, ihren zwei oder drei Sekretärinnen 6000 Worte täglich. —

— „Glücklicherweise“. In einer vom französischen Kolonialministerium veröffentlichten Note über die Zustände in den französischen Besitzungen Indochinas findet sich folgender Satz: „Die Bewohner Cambodgas sehen es als die schwerste Beleidigung an, die man ihnen zufügen vermag, wenn man ihnen den Kopf abschneidet; die andern Völker Indochinas teilen „glücklicherweise“ nicht dieses Vorurteil.“ —